

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 39 (1935-1936)
Heft: 4

Artikel: Impressionen von einer Reise nach Belgien
Autor: Eschmann, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664792>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Als der erste Schnee fiel.

Gleich einem König, der in seine Staaten
Zurück als Sieger kehrt, empfängt ein Jubel dich!
Der Knabe balgt um deine Flocken sich,
Wie bei der Krönung um Dukaten.

Selbst mir, obschon ein Mädchen und der Rute
Lang nicht mehr untertan, bist du ein lieber Gast;
Denn siehst du nicht, seit du die Erde hast
So weich belegt, wie ich mich spüte?

Denn der, um den wir Mädchen oft uns stritten,
Wird hinter mir, so schlank wie eine Tanne, stehn
Und sonst auf nichts mit seinen Augen sehn
Als auf das Mädchen in dem Schlitten.

Goekingt.

Zu fahren, ohne Segel, ohne Räder,
Auf einer Muschel hin durch deinen weißen Flor,
So sanft und doch so leicht, so schnell, wie vor
Dem Westwind eine Flaumefeder.

Aus allen Fenstern und aus allen Türen
Sieht mir der bleiche Neid aus hohlen Augen nach;
Selbst die Matrone wird ein leises Ach
Und einen Wunsch um mich verlieren.

Impressionen von einer Reise nach Belgien.

Von Ernst Eschmann.

Besuch in Antwerpen.

Von Brüssel aus bin ich nach Antwerpen gefahren. In einer halben Stunde ist man schon am Ziel. Und alle 30 Minuten verkehren Züge. Ein reger Verkehr flutet hin und her. Und mitten inne liegt noch eine Stadt, Mecheln (französisch: Malines). Das Land ist hier dicht bevölkert. Man

spürt die Nähe des Meeres. Der Welthandel schafft Zentren des Umsatzes.

Antwerpen ist groß geworden durch seine Lage an der Schelde. Die Breite des Stromes beträgt an etlichen Stellen über fünfhundert Meter. Fähren, die stets in Bewegung sind, verbinden die flachen Ufer. Von den Terrassen aus verfolgt



Im Hafen von Antwerpen.

man das Leben im Hafen. Da ragen die ungezählten Schnäbel der Kräne in die Luft. Da raselt es von Ketten. Wie Spielzeuge werden die schwersten Lasten in die Höhe gehoben. Sie schweben überm Wasser und werden in die riesigen Lagerräume der Warendampfer verstaubt. Risten, Bündel von Eisenstangen, Säcke und Maschinen werden verfrachtet, eine Riesenarbeit wird geleistet, und sie wickelt sich ab ohne Getümmel. Die Arbeiter kennen die Griffe. Sie bedienen die Hebel mit sicherer Selbstverständlichkeit, so daß sich das Umladen, das ehemals mit mächtigen Schwierigkeiten und Anstrengungen verbunden war, leicht und fast elegant gestaltet.

Hier, an den Ufern der Schelde, spürt man den Atem des Meeres und ahnt den Zug in die weite Welt. Infolge der möglichen Wassertiefe, auch zur Zeit der Ebbe, fahren die größten Schiffe in den Hafen und legen an der Mauer an. Wie ein gemütliches Spiel von Zwergen und Riesen mutet das Bild an, wenn die ungeheuerlichen transatlantischen Dampfer von den kleinen Schleppschiffen in den Hafen bugsiert werden. Es geht freilich langsam. Aber der Koloß kommt heran, wie ein verschlafenes Ungetüm. Doch hat er einmal seinen Platz erreicht, erwacht er, beginnt sich zu rühren, er öffnet seine Riegel und Türen, und gleich fangen die Räder und Seile an zu spielen. Und Matrosen entspringen ihm, von gelber, von brauner und schwarzer Gesichtsfarbe, mit Schlißaugen und andere mit kohlesfarbenen Kraushaaren.

Alle Erdteile schicken ihre Leute nach Antwerpen.

Und es gibt Wasserratten, deren Haus das Schiff und deren Umgebung jahraus jahrein der Fluß und das weite Meer sind. Dort in so einem Boote steht eine Frau am Herd und kocht das Mittagmahl. Kinder tummeln sich auf Deck. Wäsche hängt an Seilen. Das ist so ein ewig schwimmender Haushalt, der einem Fremden, wenn er auf dem Festland geboren und auf Wiesen, Dörfer und Städte eingestellt ist, recht sonderbar vorkommt.

Man muß nicht nur vom Quai aus dieses Treiben verfolgen. Man muß eine Hafensrundfahrt machen und die Docks besuchen, in die Schleusen eingefangen und mit dem Schiffe gehoben werden. So erst erhält man den rechten Begriff vom Verkehr, der Antwerpen zur Welt-handelsstadt gemacht hat.

Es war ein blauer Sonntagnachmittag. Das Volk strömte dem Hafen zu. Viele Ausländer

waren darunter. Da just mit lauten Hörnern zu einer Rundfahrt eingeladen wurde, zögerte ich nicht. Die Kräne ruhten wohl. Aber an Leben fehlte es nicht, und das Auge wußte kaum, wohin es sich wenden sollte. Es ging scheldeabwärts. Und eine unbändige Lust erfüllte mich, gleich die 88 Kilometer abzufahren bis zur Mündung ins Meer. Aber das Boot wandte sich um, an Schuppen und Hallen vorbei und zuletzt an einem bewegten Strandbad, in dem jung und alt neben und unter Zelten sich tummelte. Segelschiffe kreuzten unsern Weg, Musik erschallte, und als lustige Abwechslung prasselte ein Gewitterregen hinein mit Blitz und Donner. Gleich war der Schauer vorüber, und die Sonne wurde wieder Meister.

Doch auch die Stadt, die besonders das rechte Ufer besetzt hat, bietet des Interessanten die Fülle. Mit ihren 300 000 Einwohnern schaut sie auf eine bedeutungsvolle Vergangenheit zurück. Es gab Zeiten — um die Mitte des 16. Jahrhunderts —, da überflügelte Antwerpen sogar Venedig und Genua, und wiederum waren es die aus- und einlaufenden Schiffe, die Messen und Großkaufleute, die der Stadt zu einer großen Blüte verhelfen. Gewürze aus Portugal, Seidenstoffe aus Italien und deutsche und französische Weine kamen herein, und Teppiche, Gold- und Silberwaren wanderten von hier nach Arabien, Persien und Indien. Über 1000 Handelsfirmen bewältigten den riesigen Verkehr.

Ein Wohlstand wurde geschaffen. Ein Gang durch die Stadt offenbart die Schätze, die sie der bewegten Vergangenheit verdankt. Herrliche Baudenkmäler zwingen zum Verweilen, und ein Rubens tritt uns mit Zeugnissen seiner großen Kunst an verschiedenen Orten entgegen. Auf der Place Verte, jener schönen, schattigen Parkanlage nahe dem Scheldeufer steht sein Bronzestandbild, und in der einen mächtigen Eindruck hinterlassenden Kathedrale, der größten gotischen Kirche in den Niederlanden, hängt vom gleichen Meister eine Aufrichtung des Kreuzes, eine Kreuzabnahme und im Chor eine Himmelfahrt Mariä. Was für eine andere Kirche vermag mit ähnlichen Schätzen aufzuwarten?

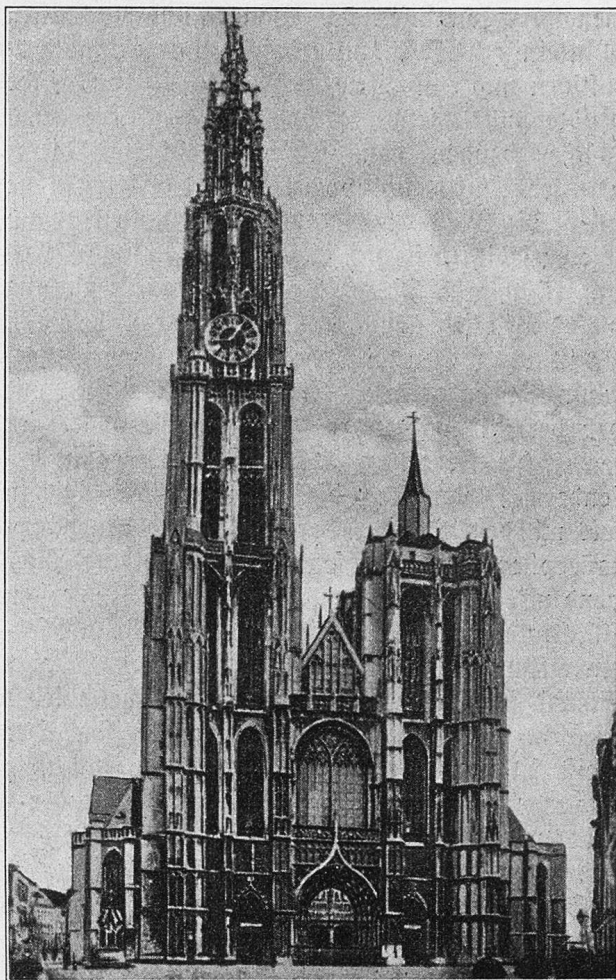
Schon in frühen Jahrhunderten muß die Pflege der Kunst in Antwerpen eine gute Stätte gefunden haben. Mit Ehrfurcht durchschreitet man die Säle des Museums, und es ist nicht nur die hohe Zahl der Werke, die verblüfft, noch viel mehr bestrickt das künstlerische Niveau des Dargebotenen. An die tausend Gemälde alter und

ebensobiel der moderner Maler hängen da beieinander. Die alten füllen die Räume des ersten Stockwerkes und gehören zumeist der flämischen und holländischen Schule an. Die geistlichen Stoffe herrschen vor. Eine Feierlichkeit strömt von ihnen aus, und man spürt die Kraft und Vollendung der Künstler, die mit ihren so gesegneten Augen die Welt geschaut und sie mit ihrer ungewöhnlichen Gestaltungskraft auf die Leinwand gebannt haben. Man kommt nicht mehr fort. Immer wieder ist man zu neuem Verweilen gezwungen.

Das gleiche Verständnis und Interesse, das seinerzeit die alten Geschlechter ihren Künstlern entgegengebracht haben, lebt auch in der heutigen Generation für die in der Gegenwart Schaffenden. Das Erdgeschoß des Museums ist ihnen gewidmet und zeigt ein weiteres Tausend von Bildern aus dem 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart hinein. Am angenehmsten fällt hier auf, wie nicht die Problematik neuester Richtungen und die schwer zu deutenden Experimente innerlich zerrissener Sucher den Hauptton bestimmen, sondern wie wertvolle und sogleich zu erkennende Motive ausschlaggebend sind und beweisen, daß auch die belgischen Maler der Neuzeit innerlich zu packen und zu befeuern wissen und mit der Kunst einer soliden Zeichnung wie einer sublimen Farbgebung den Geist der Neuzeit offenbaren.

Die schon erwähnte Kathedrale, eine sieben-schiffige, kreuzförmige Basilika mit Chorumgang schaut auf sechs Jahrhunderte reicher Entwicklung zurück und preist in ihrer imponierenden Erscheinung das Können der Architekten, die durch Generationen hindurch das große Bauwerk vollendeten. Unweit davon liegt die Grande Place, ein Abglanz des Brüsseler Marktes. Sie erreicht die Schönheit und den Adel dieses einzigartigen Platzes nicht, erinnert aber mit ihrem im strengsten Renaissancestil errichteten Rathaus und mit der Reihe der sie umrahmenden Junfthäuser stark an das Juwel der belgischen Hauptstadt.

Mitten in diesem Grooten Markt plätschert der Brabo-Brunnen. Man darf nachdrücklich auf ihn hinweisen, weil er eine sagenhafte Überlieferung aus der frühesten Zeit Antwerpens in originelle Form kleidet. Es gilt, den etwas seltsamen Namen „Antwerpen“ zu erklären. In alten Büchern steht, auf dem Platze der Stadt habe zu römischer Zeit die Burg des Riesen Druon Antigonus gestanden. Die vorüberfahrenden Schiffer waren



Antwerpen: Die Kathedrale.

verpflichtet, ihm ihren Zoll zu entrichten, und wer sich dieser Pflicht entzog, dem wurde die Hand abgeschnitten und in die Schelde geworfen. Der römische Statthalter Salvus Brabo hat den räuberischen Riesen besiegt und an ihm die grausame Handlung vollführt, mit der er den Arm so vieler Seefahrer verstümmelte. Die große Bronze-gruppe stellt Brabo dar, wie er die Hand des Besiegten fortwirft (Hand werpen).

Wenn von der Kunst unserer Scheldestadt die Rede ist, verdient auch das Plantin-Moretus-Museum ein lautes Wort des Ruhmes. Es handelt sich um das Haus des berühmten Buchdruckers Christoph Plantin (1520—1589). Es ist ein prächtiger flämischer Renaissancebau und vereinigt eine stilvolle Patrizierwohnung mit mancherlei Geschäftsräumen. Auch für diese Sippe war Rubens tätig. Wie Plantins Schwiegersohn, Johann Moerentorf oder Moretus diese Räume bei seinem Tode (1610) verlassen hat, so betreten wir sie heute noch. Vom grünen Flur schreitet man von einem Gemach ins andere, Famili-

lienbilder schmücken die Wände, und aus allen Winkeln guckt die Kultur einer unternehmungslustigen und kunststiefriegen Familie. Altflandrische Bildteppiche, feine Möbelstücke, Stiche und Bücher zeugen vom feinen Geschmack dieser Drucker. Durch Philipps II. Gnaden durften sie allein die Meß- und Gebetbücher herstellen, und wie entledigten sie sich dieser edlen Aufgabe! Erst um 1800, als ihnen die spanische Regierung dieses Privileg nahm, stellten sie ihre Arbeit ein. Es ist, als wären sie noch gestern in ihren Seheräumen tätig gewesen. Da stehen die Kästen mit den beweglichen Lettern, dort die Pressen. Hier waren die Korrektoren tätig. Dort liegen in besondern Schaukästen die wundervollen Bibeln aus mit dem Schmuck der Bilder und den phantasievollen Initialen, seltene, unbezahlbare Wiegendrucke sind darunter. Die Hand der ersten Illustrierten hat sie geschaffen. Hohe Regale seltener Bücher füllen die Bibliothekszimmer. Der Freund und Kenner dieser Zeit ist immer wieder versucht, nach ein paar Proben zu greifen. Der Geist Plantins geht noch überall um, und alle Stockwerke, Gänge und Privatgemächer sind erfüllt vom Wesen dieses eigenartigen Menschen und vom Hauch einer großen Vergangenheit.

Schöne, unvergeßliche Stunden habe ich in Plantins Museum zugebracht. Was ist das wieder für eine ganz andere Welt als der Verkehr auf der Schelde. Wohl der Stadt, die sich gleicherweise rührt und einsetzt für das Schöne wie für das Nützliche!

Solche Besuche sind Arbeit. Man sehnt sich nach einer Erholung. Ich erholte mich bei den Tieren im Zoologischen Garten.

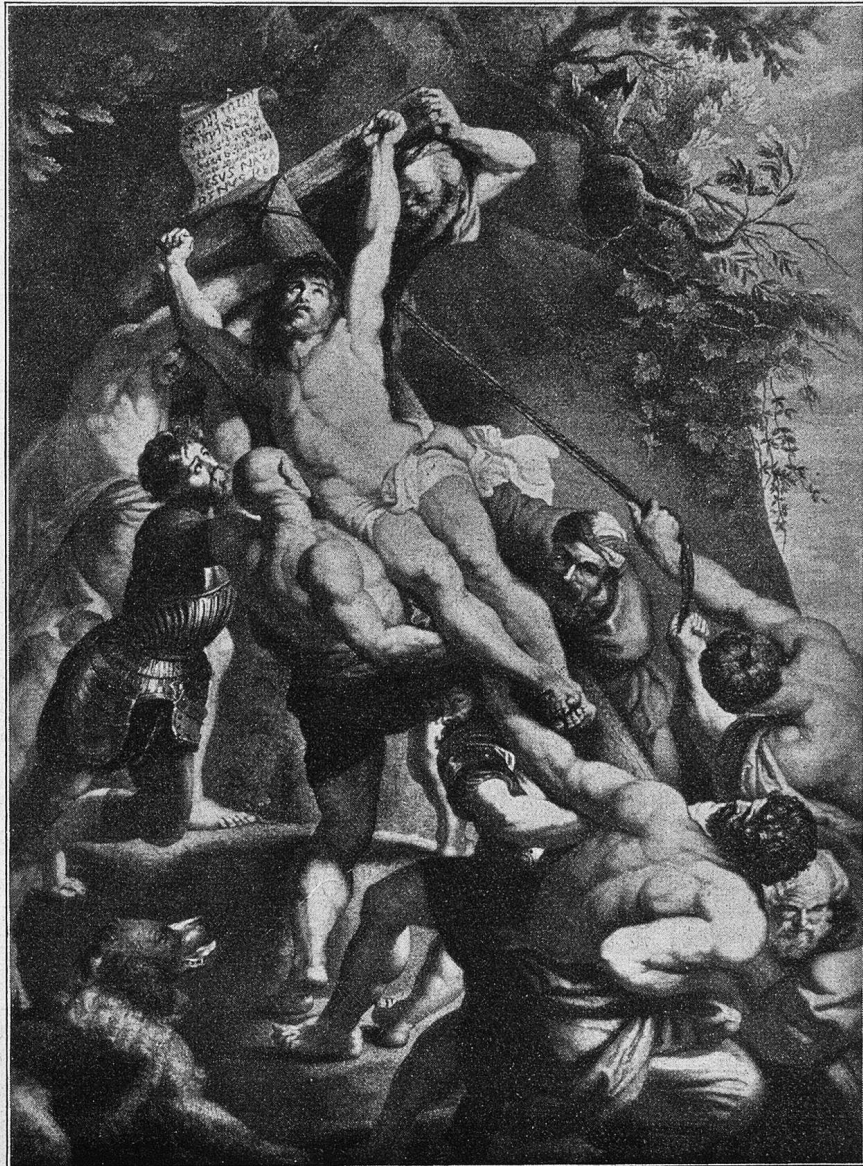
Antwerpen darf sich rühmen, eine der schönsten Tieraussstellungen zu besitzen. Nur der Ort, wo sie sich ausdehnt, scheint nicht ganz glücklich zu sein. Denn der dichte Rauch und Qualm der immer noch mit Kohle geheizten belgischen Lokomotiven wird vom nahen Bahnhof in die grünen Anlagen getrieben und hüllt die Tiere je nach der Gunst oder Ungunst des Windes in dichte Nebel. Auf der Terrasse des Palais des Fêtes läßt man sich nieder. Man schaut über die aus- und einziehende Schar der Gäste und lauscht der Musik, die eine Militärkapelle im Babillon, von üppigem Grün umgeben, aufspielt. Dann schickt man sich an zum Rundgang, von einem Käfig zum andern, von den lustigen Affen zu den Elefanten, weiter ins Aquarium und ins Reptilienhaus. Ein Pfau schlägt sein Rad, Tiger suchen dem Gitter entlang den Weg ins Freie, und wun-

dervolle Löwen liegen in eine Ecke gekauert und harren der Stunde der Fütterung. Ein Gewitter ist im Anzug, und nun prasselt auch schon ein dichter Regen hernieder, Blitze zucken und Donner rollen. Man sucht ein wirklich Dach. Nur die Tiere nehmen nicht sonderlich Notiz von diesen Launen der Natur. Sie freuen sich wohl am Kampf der Elemente und träumen sich vielleicht sogar einen Augenblick in ihre alte Heimat zurück, die auch wild und schön und unberechenbar war.

Der Schatz und herrliche Schmuck dieses Gartens ist der Bestand an alten Bäumen. In ungezwungenen Gruppen teilen sie die Fläche auf und schaffen die einzelnen Zonen für die Zwei- und Vierbeiner, für die Vögel und Fische, für die zahmen und die wilden Rassen. Man befindet sich in einem Park und vergißt ganz, so nahe am größten Verkehr Antwerpens zu sitzen. Nur zwanzig Schritte daneben kommen die Züge vom Meer und vom Süden her, fluten die Gäste stadteinwärts oder verschwinden in den hohen Bogen der Bahnhofhalle. Ruhe und Hast, Frieden und Kampf, sie liegen Seite an Seite.

Antwerpen besitzt seit ein paar Jahren noch eine architektonische Sensation, das höchste Haus Europas. Nach Art der amerikanischen Wolkenkratzer steigt das „Torengebouw“ auf bis zum 24. Stockwerk. Auf mächtigen Schultern scheint der Mittelbau zu ruhen. Dann setzt er sich zu oberst noch einen Hut auf von fünf Etagen und schafft zuletzt eine geschlossene Aussichtsterrasse, die einen freien Blick gewährt nach allen Richtungen der Windrose, und wie eine Selbstverständlichkeit fällt er jedem Besucher gleichsam in den Schoß. Er braucht seinen Knien keine Kraftprobe zuzumuten wie der Unerfättliche, der ehemals auf den Turm der Kathedrale geklettert ist mit seinen reichlich 600 Stufen. Man läßt sich im Lift emportragen und erlebt eine halbe Himmelfahrt. Dann tritt man an die Fenster und bestaunt das Häusermeer, das ein Gewirre von Straßen und Dächern, von Kirchen und Türmen und grünen Inseln darstellt. Noch einmal geht man mit den Augen den Wegen nach, die man schon kennt, man sucht ein paar wesentliche Punkte und ist immer und immer wieder gefesselt von der Schelde und ihren Ufern. Das breite Band zieht sich dem westlichen Ende der Stadt entlang, und jenseits des Flußlaufes verliert sich die weite Ebene in der Unendlichkeit.

Ich verlebte hier oben eine unvergeßliche Abendstunde. Man fühlt sich den Wolken näher



Antwerpen: Die Aufrichtung des Kreuzes von P. P. Rubens (in der Kathedrale).

und doch der Erde verbunden. Diese Schau hat etwas Großes. Der Blick in die Weite erhebt. Nun glaubt man das eine und andere Bild wieder zu erkennen, wie sie in den Museen hängen, die Bauernhöfe und prosaischen Winkel, die Gemüsegärten und Vorstadtmotive, die die Künstler immer wieder anziehen. Dieser Wirklichkeit verleihen sie einen romantischen Schimmer und bringen das Wunder fertig, Gold aus den Steinen zu schlagen.

Es fiel mir nicht leicht, mich bei hereinfallender Nacht wieder auf die Erde setzen zu lassen. Noch schnell einen Rundgang, den letzten, und dann bestieg ich den Fahrstuhl, der mich im Handumdrehen wieder aufs Durchschnittsniveau des Antwerpener Volkes setzte. Und gleich wurde

ich vom Strome der Hauptstraße mitgenommen.

Gespensstisch, fast unheimlich schaut das Gebäudeungeheuer bei Nacht aus. Ich war einmal auf dem Heimweg. Da treten Lichter aus der Dunkelheit. Helligkeiten hängen gleichsam in der Luft, hier eine und höher, in einem andern Winkel, wieder eine. Das strebt so dem Himmel zu, und zuletzt weiß man nicht, ist's ein Stern oder eine irdische Lampe, die noch so einen fernen Schein herunterwirft.

Das oberste Licht, so zählte ich, mochte einem Menschen etwa des zweiundzwanzigsten Stockwerkes gehören, und die Frage beschäftigte mich einen Augenblick: was wird er wohl finnen? Und gehört er um diese ungewöhnliche Zeit mehr den himmlischen oder irdischen Regionen an?